

EINFÜHRUNG DER HERAUSGEBER

Diese Ausgabe der *European Journal of Mental Health* fällt aus dem Rahmen des Gewohnten. Sie ist ausschließlich der Lage und dem Wohl der Familie gewidmet und von zwei Gast-Herausgebern betreut worden. Anlass war die Einführung eines mentalhygienisch orientierten Master-Studiengangs am Institut für Mentalhygiene (Semmelweis Universität, Budapest). Deshalb stellten sich die Herausgeber dem doppelten Anspruch, den Horizont der mit der Familienforschung betrauten Wissenschaften multidisziplinär und europäisch auszuleuchten.

Die Familie gilt als die Keimzelle der Gesellschaft, als Grundlage gelingender Sozialisation und als Institution, in der alle Familienmitglieder füreinander sorgen und die notwendige Unterstützung erhalten, um ihre künftigen Rollen und Funktionen ausfüllen zu können. Zugleich brauchen die Familien im Sinne des Subsidiaritätsprinzips Unterstützung bei der Erfüllung dieser Aufgaben durch die öffentliche Hand, da das Familienleben in den spätmodernen europäischen Gesellschaften zugleich anspruchsvoller und fragiler geworden ist. Als Ursachen dafür sind zumindest drei europaweite Tendenzen auszumachen: Der demografische Wandel verlängert das Leben aller Bürgerinnen und Bürger. Zugleich nimmt mit der Lebenserwartung auch die Spanne an Jahren zu, in denen Menschen im Alter an chronischen Krankheiten leiden und schließlich der Unterstützung und Pflege bedürfen. Dafür ist zunächst einmal die Familie zuständig. Auf der anderen Seite können die europäischen Länder im Rahmen der Globalisierung nur noch als Wissensgesellschaften wirtschaftlich überleben, deshalb wird Bildung, also Wissen gepaart mit Soft Skills und einer hohen Verantwortlichkeit zur zentralen Ressource der Frauen und Männer in Europa. Auch die Grundlagen für diese Bildung müssen – allen gesellschaftlichen Unterstützungen von der Elementarbildung im Kindergarten bis zur Hochschule zum Trotz – durch Familien geleistet werden. Während noch vor gut 100 Jahren Kinder möglichst bald als Arbeitskräfte zum familiären Einkommen beitragen, müssen sie heute häufig bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt durch die Eltern alimentiert werden.

Doch nicht nur demografische und wirtschaftliche Einflüsse verändern die Anforderungen an Familien: Der Wertewandel in den spätmodernen Gesellschaften betont die Autonomie des Einzelnen in Familie, Gemeinde und Gesellschaft gegenüber lebenslanger Bindung und Verpflichtung, und die Entraditionalisierung wiederum verflüssigt die festen Rollen und Positionen sowie Kommunikationsregeln in familiären Systemen; stattdessen gilt es zunehmend auszuhandeln, wie (Ehe)Partner mitei-

inander, Eltern mit ihren Kindern und schließlich erwachsene Töchter und Söhne mit ihren pflegebedürftigen alten Eltern umgehen wollen.

Eine einzelne Ausgabe einer Zeitschrift kann alle daraus resultierenden Fragen nur exemplarisch aufgreifen. Dennoch sollten möglichst Disziplinen beteiligt und sowohl der gesamte Publikationsraum der *EJM*H als auch die gesamte Lebensspanne zu berücksichtigt werden.

Den ersten Teil bestreiten Demografie und Sozialwissenschaft. Andreas Wittrahm skizziert einige wesentliche Trends des „demografischen Wandels“ in Europa: Langlebigkeit, Kinderarmut und Singularisierung prägen in fast allen europäischen Ländern das Umfeld, in dem Familien mit vielen neuen Aufgaben konfrontiert sind. Zumindest für einen Teil der Familien, und insbesondere solche, bei denen nur ein Elternteil übrig blieb, stehen zu geringe Ressourcen für die anspruchsvollen Erziehungs- und Versorgungsaufgaben zur Verfügung. Philipp Staab beschreibt, wann man von Familienarmut spricht, welche Faktoren die Familie als Armutsrisiko begünstigen, wie arme Familien sich in diesem Zustand einrichten und wie Unterstützungsangebote aussehen könnten, damit arme Familien den Kreislauf von schlechten Jobs, geringer Bildung und Demoralisierung unterbrechen können.

Kinder zu haben verursacht Kosten und schränkt die individuelle Lebensführung ein. So ist in fast allen europäischen Ländern die Geburtenrate massiv zurückgegangen. Leider, so ergibt die Analyse von Helene Kirschner (geb. Guschakowski) über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Fertilitätsentwicklung, lassen sich kaum direkte Verbindungen zwischen Familienförderung und Kinderzahl nachweisen. Kulturelle Faktoren wie das Mutterbild und die familiäre Arbeitsteilung sowie die Gestaltung der Arbeitswelt prägen ebenfalls die Entscheidung der Eltern für ein oder mehrere Kinder und sind nur in Grenzen durch staatliches Handeln zu beeinflussen.

Ein zweiter Block thematisiert psychologische und pädagogische Fragen der Familienförderung. Allen Autonomiebestrebungen zum Trotz scheint ein gelingender Lebenslauf eng damit assoziiert, (familiäre) Bindungen einzugehen, aber zur rechten Zeit einander auch loslassen zu können. Dies macht Andreas Wittrahm exemplarisch für die frühe Kindheit, die Pubertät und den Umgang erwachsener Kinder mit ihren hilfebedürftigen Eltern deutlich. Maria Bushuven und ihre Kollegen aus der katholischen Erziehungsberatung in Deutschland zeigen, dass Eltern mittlerweile häufig durch unterschiedlichste Ansprüche der Öffentlichkeit verwirrt und überfordert werden und auf welche Weise diese Eltern in der Beratung, aber auch durch präventive Angebote zur Präsenz in der Erziehung ihrer Kinder ermutigt werden können. Ermutigung und Förderung der kommunikativen Kompetenz stehen auch im Mittelpunkt eines kirchlichen Programms zur Ehevorbereitung, das Katalin Horváth-Szabo und ihre Kolleginnen entwickelt haben.

Sozialgerontologie und Pflegewissenschaft haben mittlerweile Wesentliches zum Verständnis der aktuellen Familienwirklichkeit im demografischen Wandel beizutragen: Eine verblüffende Feststellung von Zsuzsa Széman bringt die Herausforderungen für Familien auf den Punkt: 2011 hat die ungarische Verfassung „Pflege“ kurzerhand zur familiären Aufgabe erklärt und damit den Staat aus der Verantwortung

genommen. Dennoch kann sie eine hoffnungsvolle Perspektive aufzeigen, weil die Nutzung IT-gestützter Systeme zur gesundheitlichen wie auch zur sozialen Unterstützung alter Menschen eine Entlastung ihrer pflegenden Angehörigen ermöglicht und damit gerade die Lage multilokaler Familien verbessern könnte. Petr Wilja und Iva Holmerova können aus der Tschechischen Republik berichten, dass nicht zuletzt aufgrund politischen Drucks von Patientenorganisationen die Unterstützung für pflegende Angehörige Fortschritte macht, die Qualität der Pflege steigt. Dennoch bleiben die Anstrengungen hinter dem stark wachsenden Bedarf durch den demografischen Wandel zurück. Mihaela Ghenta schließlich hat mit einer qualitativen Interview-Studie die Möglichkeiten der wirtschaftlichen und fachlichen Steuerung der Pflegedienste in Rumänien untersucht. Sowohl finanzielle Restriktionen, aber auch personelle Probleme, nicht zuletzt aufgrund der Abwanderung vieler Pfleger nach Westeuropa stellen die rumänischen Pflegedienste vor große Herausforderungen.

Zum Abschluss stellt sich Andreas Wittrahm die Aufgabe, aus allen Ungleichzeitigkeiten in den beteiligten Disziplinen wie den europäischen Ländern eine Agenda herauszuarbeiten, wie Familien in Europa in Zukunft verstanden und wie sie unterstützt werden können, denn ein Europa ohne Familien wird es nicht geben.

Aachen, den 29. Mai 2015

Andreas Wittrahm